

Im Kunsthandel purzeln die Rekorde

Christie's steigert die Umsätze

New York. Mark Rothkos Bild «No. 10» hat bei der Marathonversteigerung beim Auktionshaus Christie's in New York einen Rekordpreis erzielt. Das Bild wurde für 81,9 Millionen Dollar verkauft – für das Zweifache des Schätzwerts. Bereits zu Wochenbeginn waren in New York zwei Bilder Rothkos für jeweils mehr als 40 Millionen Euro versteigert worden. Den bislang höchsten Preis für ein Werk des im Jahr 1970 gestorbenen US-Künstlers zahlte ein Sammler im Jahr 2012, als er das Bild «Orange, Red, Yellow» für knapp 87 Millionen Dollar ersteigerte.

Andy Warhols «Colored Mona Lisa» und ein Ölgemälde des deutsch-britischen Künstlers Lucian Freud wechselten für jeweils rund 56 Millionen Dollar den Besitzer. Das Ölbild «Die Frauen von Algier (Version O)» von Pablo Picasso wurde, wie berichtet, für 179,4 Millionen Dollar verkauft und ist somit das teuerste jemals versteigerte Gemälde.

Christie's Auktion zeitgenössischer Kunst und Nachkriegskunst erzielte insgesamt 658,5 Millionen Dollar, 25 Prozent mehr als üblich. Nur zwölf Prozent der angebotenen Kunstwerke gingen an die Verkäufer zurück. Experten der Auktionshäuser Christie's und Sotheby's führten die Rekordergebnisse unter anderem auf sehr reiche, aber noch relativ neue internationale Sammler zurück. Am gestrigen Abend hiesiger Zeit ging die Auktion mit der Versteigerung impressionistischer Werke und moderner Kunst zu Ende. SDA

Nachrichten

Achenbachs Kunstbesitz wird versteigert

Düsseldorf. Rund ein Jahr nach der Inhaftierung des deutschen Kunstberaters Helge Achenbach kommen rund 2000 Werke aus seiner Kunstsammlung unter den Hammer. Vom 17. bis 19. Juni versteigert das Auktionshaus Van Ham Arbeiten von bekannten Künstlern wie Georg Baselitz, Gerhard Richter, Jörg Immendorff, A. R. Penck oder Joseph Beuys in Düsseldorf. Die Objekte gehören zur Insolvenzmasse der einstigen Achenbach Kunstberatung GmbH. Deren 63-jähriger Inhaber war wegen Millionenbetrugs an reichen Kunden im März zu sechs Jahren Gefängnis verurteilt worden. Der einst einflussreichste Kunstberater Deutschlands sitzt seit Juni 2014 in Untersuchungshaft. SDA

Schlagzeuger von Hazy Osterwald ist tot

Luzern. John Ward, Schlagzeuger im bekannten Hazy-Osterwald-Sextett, ist tot. Er starb am Dienstag im Alter von 87 Jahren. Einziges noch lebendes Mitglied des bekannten Sextetts ist nach dem Tod von Ward der Pianist Curt Prina. Bandleader Osterwald selbst starb am 26. Februar 2012 im Alter von 90 Jahren. Bekannt wurden die Musiker um Hazy Osterwald unter anderem mit dem «Kriminaltango». SDA

Solothurn hat die Literaturtage eröffnet

Solothurn. Unter dem elastischen Motto «Konflikt.Stoff» sind gestern Abend die Solothurner Literaturtage eröffnet worden. Mehr als 90 Autoren werden erwartet, die die zahlreichen Lesungen bestreiten werden. Ein Star ist Sjórn, der mit seinen Liedtexten für die isländische Sängerin Björk internationales Renommee und eine Oscar-Nominierung gewonnen hat. Am Samstag werden acht Autoren und Autorinnen aus allen Landesteilen mit Nationalrat Cédric Wermuth zum Thema «Literatur im Krisenfall» diskutieren. Als Schluss- und Höhepunkt unterhalten sich am Sonntag Bundesrat Alain Berset und Autor Lukas Bärfuss unter dem Motto «Zur Sprache finden» darüber, wie Sprache Debatten beeinflusst. Weiteres Thema ist die Literatur «zwischen Datenklau und Urheberrecht». SDA



«Von blühender Popularität». Der österreichische Komponist Gustav Mahler an seinem Arbeitsplatz, der Oper in Wien, wohl im Jahre 1907. Foto Keystone



Alles im Fluss. Gustav Mahler und Ehefrau Alma am Rheinsprung in Basel. Eine Aufnahme von 1903. Foto Kaplan Foundation New York

Warum Mahlers Musik so beliebt ist

«Mahler-Interpretation heute» – eine Basler Reihe hat sich zum Buch verdichtet

Von Klaus Schweizer

Basel. Im Herbst 2012 redete man sich – wieder einmal – die Köpfe heiss über Ursache und Facettenvielfalt von Gustav Mahlers Nachruhm. Zur Nachfeier vom 150. Geburtstag und 100. Todestag des Komponisten (1860–1911) hatte das Musikwissenschaftliche Seminar der Universität Basel im Herbst 2012 einige ausgewiesene Kenner älterer Jahrgänge mit jüngeren Mahler-Novizen zusammengebracht. Sieben Vorträge und zwei Podiumsdiskussionen umkreisten das Phänomen, dass das sperrige Œuvre Mahlers etwa seit Leonard Bernsteins leidenschaftlicher New Yorker Gesamteinspielung zu Ende der Sechziger (und Adornos tiefgründigem Buch zur «musikalischen Physiognomik») einen bis heute anhaltenden, ja weiterhin steil anwachsenden Boom erlebt.

Dabei spräche doch so vieles gegen die erstaunliche Verbreitung gerade der Sinfonien: Länge, Komplexität, stilistische Heterogenität, kostspielige Grossbesetzung usw.). Nun also lassen sich die gescheiterten Referattexte und lebendigen Roundtable-Beiträge in einem sorgfältig redigierten Tagungsbericht nachlesen. Eine nicht ganz leichte Lektüre, die neben nützlich geraffter Rückschau mit einigen bedenkenswerten Neuansetzungen aufwarten kann.

Antisemitische Vorbehalte

So erinnert Sigfried Schibli beiläufig daran, dass Dieter Schnebel – im Widerspruch zu Adornos Diagnose von Zerrissenheit und Brüchigkeit – auf dem «einfältig Schönen» in Mahlers Musik bestand. Jens Malte Fischer führt aus, dass Mahler zwar nicht auf Goebbels' «Schwarzer Liste» von 1935 vorkam, dass aber Aufführungen noch bis weit nach 1945 auf antisemitische Vorbehalte trafen. Mit wichtigen Dirigenten, die sich für Mahler engagierten – oder gerade nicht! –, beschäftigte sich Wolfgang Schreiber.

Silvan Moosmüller («Gustav Mahler als Erzähler») riskiert die These, dass das Narrative bei Aufführungen «das Ineinander der Pantomime des Dirigenten mit der erklingenden Musik im Sinne einer strukturbildenden Funk-

tion» zu betonen habe. Die Dirigentin Sylvia Caduff und die Musikologen Fischer und Sponheuer berichten lebendig von ihren Schlüsselerlebnissen mit Mahler, würdigten im Verlauf der Diskussion unter anderem auch die Natur der Antipoden Bernstein und Karajan – der erste an der Grenze der Exaltation, der zweite eher zögerlich auf Mass und Abrundung bedacht.

Frage des Instrumentariums

Dass mahlersche Musik mit ihrem üppigen Angebot an emotionalen Chiffren auch Stoff für gelungene wie auch grob missbräuchliche Zweitnutzungen bietet, untersucht Hartmut Hein. Handfeste Gründe für Mahlers «blühende Popularität» benennt Lena-Lisa Wüstendörfer, selbst Dirigentin und engagierte Organisatorin des Basler Projektes. Diese Musik biete «unendliche Spielräume» für jegliche Hörweise, spreche dank ihrer breiten Stilistik auch Pop-Freaks an und offenbare im Live-Erlebnis eine nicht zu unterschätzende theatralische Komponente. Zudem böten sich Mahler-Partituren längst als probate «Bravour-Stücke» an – für pult-erfahrene Dirigenten wie auch für versierte Tontechniker und Vermarkter.

Mit welchem «historischem» Instrumentarium, welchen Orchesteraufstellungen Mahler und seine Kollegen in Wien und anderswo rechnen konnten, war Gegenstand von Reinhold Kubiks Ausführungen. Den nahezu vibratosen «reinen Ton» als «idealen Klang des 19. Jahrhunderts» beschwört schliesslich Sir Roger Norrington, dessen eindrückliche, auch auf CD verfügbare Stuttgarter Mahler-Aufführungen vor einigen Jahren hatten aufhorchen lassen. Im anregenden Gespräch mit Kubik und Peter Hagmann – auch über Tempofragen, programmatische Texte und interpretatorische Freiheiten – überrascht der prominente Gast immer wieder damit, dass ihm historische Erkenntnisse wichtig sind, das persönlich vorschwebende Klangresultat jedoch noch entschieden wichtiger.

Lena-Lisa Wüstendörfer (Hrsg.): «Mahler-Interpretation heute. Perspektiven der Rezeption zu Beginn des 21. Jahrhunderts». Text + Kritik, 2015. 192 S., ca. Fr. 42.–.

Qualmen und quasseln

Ohne Dringlichkeit: Stefan Pucher zeigt in Zürich «Die schmutzigen Hände» von Sartre vor

Von Stephan Reuter, Zürich

Es wird reichlich geraucht und noch mehr geredet. Existenzialisten machen das so, und Kommunisten auch, wenn sie um die Weltrevolution ringen. Womöglich haben das ewige Reden und Rauchen die Weltrevolution sogar verhindert, weil dazu erstens nicht jeder die Geduld aufbringt und zweitens die Salonsozialisten aller Länder sich selbst zerfleischen anstatt den Klassenfeind.

Folglich flammt Hugo (Jirka Zett) im Schauspielhaus Zürich eine Zigarette an, bevor er sich vor der Parteiquisition namens Olga (Isabelle Menke) wortreich für einen Mord rechtfertigt, der dem Auftrag nach politisch war. Ohne Affekt und Eifersucht hätte Hugo den Auftrag jedoch kaum in die Tat umgesetzt. Er hat Hoederer erschossen, den linken Chefcharismatiker, den realpolitischen Vordenker der Partei. Aber nicht, weil er dessen Geheimpakt mit den reaktionären Machthabern unterbinden wollte, sondern weil Hoederer Hugos Frau geküsst hat. Eine idiotische Geschichte. Findet Hugo selbst. Er hat dafür gesessen. Nun prüft Olga mit dem Revolver im Hosenbund, ob der Ex-Häftling noch verwendbar ist. Die Killer warten schon (Milian Zerzawy, Johannes Sima, unzertrennlich in diversen Rollen und Doppelauftritten).

Jean-Paul Sartres Thesenstück «Die schmutzigen Hände» ist 1948 unter dem Eindruck der ideologischen Weltkatastrophe entstanden. Auf Deutsch

wurde es im selben Jahr erstmals am Schauspielhaus Zürich gespielt. Und wenn ein Regisseur wie Stefan Pucher das Drama angesichts heutiger Terrorkriege auf seine Verwendbarkeit prüft, kann es sein, dass über dem Schlussbild ein Stempel prangt: «Nicht verwendbar». Was daran liegt, dass Pucher «Die schmutzigen Hände» einfach mal vorzeigt, anstatt dem Stück etwas gründlicher aus der Hand zu lesen.

Formale Eleganz

Immerhin, der Einstieg verrät formale Eleganz. Auf der Vorbühne verhandeln Hugo und Olga, bis ein Film auf- und zurückblendet und bis der Videovorhang den Blick auf Hoederers Welt freigibt: ein funktionales, mehrstöckiges Loft mit Rampen, Treppen und ähnlichen Aufstiegs- oder Absturzmöglichkeiten (Bühnenbild: Barbara Ehnes).

Hier hat sich Hugo kaum auf seinen Job als Sekretär und Attentäter eingerichtet, als er seiner Frau Jessica (Henrike Johanna Jörissen) in aller Unschuld den Masterplan seiner radikalen Genossen offenbart. Das ist das erste Kardinaldelikt. Das zweite folgt sogleich: Hoederers Leibwächtern verweigert Hugo die Routinedurchsuchung. Er hat die Waffe schlecht versteckt. Und Jirka Zett gibt den Verschwörungsdilettanten, der sich mit kindlichem Trotz auf den Koffer hockt. Dass er damit durchkommt, hat er der Logik der Dramaturgie und seiner Frau



Rauchringel des Denkens. Jirka Zett und Robert Hunger-Bühler (mit Zigarette) in Sartres Thesenstück «Die schmutzigen Hände». Foto Tanja Dorendorf

zu verdanken. Ohne die Knarre wären Hugo und das Stück aufgeschmissen.

Dass Hugo kein Geheimnis für sich behalten kann, ist das eine. Das andere, dass es Sartre genauso hält. Nichts soll die Aufmerksamkeit des Publikums für die Qualmquasselerei der Protagonisten stören. Robert Hunger-Bühler führt die heroische Einsamkeit und die diktatorischen Züge seiner Hoederer-Figur an der langen Leine spazieren. Doch der zentrale Konflikt – jugendlicher Idealismus dort, ausgebuffte Machtpolitik

hier – verrät keinen Deut Dringlichkeit. In zu vielen starren Szenen findet das Ensemble zu wenig Grund, sich die Hände dreckig zu machen. So fügt sich die Inszenierung in Sartres Sentenzenstolz. Zwei, drei hilflos aufbegehrende Musiknummern und die obligaten Jean-Ziegler-Videoeinspieler verstärken den Eindruck noch. Nahezu kampflös aufgegeben, dieses Stück.

Nächste Vorstellungen: 15., 19.–21., 25. und 26. Mai. Schauspielhaus Zürich, Pfauen. www.schauspielhaus.ch